
Timo Hoyer

Die leise Stimme der Toleranz

Überprüfung eines Begriffs im Werk Alexander Mitscherlichs

Alexander Mitscherlich war ein außerordentlich zeitsensibler Mediziner und Akademiker, der kaum eine Gelegenheit ausließ, gesellschaftlich brisanten Themen mit den von der Psychoanalyse bereitgestellten Denkmitteln auf den Grund zu gehen. In den drei Dekaden seiner maßgeblichen Wirkungszeit, den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hat er der Freud'schen Lehre und der psychosomatischen Medizin in der Öffentlichkeit zu beispielloser Popularität verholfen. Nur wenige Wissenschaftler haben das geistige Profil der Bonner Republik vergleichbar stark geprägt. Dafür spricht etwa seine überragende Radio- und TV-Präsenz; von den Zeitgenossen haben ihn allein Theodor W. Adorno und zeitweilig Max Horkheimer in dieser Hinsicht übertrumpft.¹ Dabei kam ihm – ähnlich wie den Vertretern der Frankfurter Schule – sein schwungvoll assoziierender, essayistischer Schreibstil zugute, der ihm freilich bei der peniblen Theorieentwicklung eher im Wege stand. Mitscherlichs fachwissenschaftliche, im engeren Sinn medizinisch-therapeutische Arbeiten, die deswegen nicht bedeutungslos sind,² haben ein deutlich geringeres und weniger nachhaltiges Echo erhalten. Sein Ruhm und Nachruhm – soweit von Letzterem gesprochen werden kann³ – verdanken sich in erster Linie seiner schriftstellerisch-sozialpsychologischen Publizistik. Die vorliegende Studie setzt diese Rezeptionslinie fort, indem sie sich einem für sein Denken grundlegenden, bislang aber wenig beachteten Theoriebeitrag Mitscherlichs widmet: seinem Toleranzkonzept. Paradox formuliert könnte man sagen: Toleranz steht bei Mitscherlich im Zentrum seines Gedankensystems, das kein System ist und kein Zentrum hat. Wie ist das zu verstehen?

Sein sozialpsychologisches Gesamtwerk besteht aus einer Vielzahl divergenter Beiträge, die zwar allesamt einen tiefenpsychologischen Hintergrund erkennen lassen, aber von keiner originären ›großen Erzählung‹, keiner von ihm eigenständig entwickelten Metatheorie durchdrungen sind. Bei einem unablässig dem wechselvollen, facettenreichen Zeitgeschehen zugewandten Autor muss einen das nicht überraschen; es gab zu jener Zeit nicht wenige vergleichbare Theoretiker, man denke nur an Adorno oder Herbert Marcuse, deren kleinere Schriften ebenfalls einen hochgradig heterogenen Charakter aufweisen. Unge-

wöhnlich für einen publikationsfreudigen und schreibstarken Wissenschaftler von Mitscherlichs Rang ist indes schon, dass er auch in keiner seiner berühmten Monographien – seine zwei medizinischen Studien aus den vierziger Jahren gehören nicht dazu¹ – argumentativ stringent oder kohärent eine Theorie entfaltet; solch kompakte Arbeiten wie beispielsweise Adornos *Negative Dialektik* oder Marcuses *Triebstruktur und Gesellschaft*, um bei den beiden Autoren zu bleiben, hat Mitscherlich in seiner Erfolgsära nicht zu Papier gebracht. An der zusammengewürfelten Gestalt seiner Werke störten sich anfangs die Verleger, dem Lesepublikum schien es gerade recht zu sein. Nach der Lektüre des Manuskripts, aus dem einige Jahre später der Verkaufsschlager *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* werden sollte, bemängelte Ernesto Grassi vom Rowohlt Verlag, dem Ganzen fehle eine »durchführende, aufbauende und spannende Progression der Gedankenführung«.⁵ Das sah Mitscherlich ein. Postwendend versprach der damals noch nicht zum Starautor Avancierte, den »roten Faden«⁶ einzuflechten, scheiterte jedoch. Das konnte auch nicht gelingen, weil er streng genommen gar kein Buch geschrieben, sondern Aufsätze und Vorträge zu verschiedenen Thematiken ein wenig überarbeitet und zusammengestellt hatte. In dieser Art verfuhr er von nun an bei jedem Buchprojekt. Der sensationelle Absatz seiner Veröffentlichungen, der erst Mitte der siebziger Jahre nachließ, gab ihm schließlich Recht. Auch *Die Unfähigkeit zu trauern*, sein nächster Topseller, ist alles andere als eine argumentationsdichte Schrift. Sie erfüllt auch nicht die Erwartungen eines wissenschaftlichen Hauptwerks, wenn damit die Vorstellung verbunden ist, dass ein Autor darin die für seine Arbeit grundlegenden Gedanken formuliert. Das Buch ist eine recht willkürliche Sammlung selbstständiger Essays unterschiedlichen Inhalts und Niveaus, die zudem von zwei Autoren unabhängig voneinander verfasst wurden, wobei die meisten Texte ursprünglich von Alexander Mitscherlich stammen, auch der darin enthaltene Toleranzbeitrag.⁷

Die reichlich zerklüftete Struktur seiner umfangreichen sozialpsychologischen Publizistik und die Tatsache, dass Mitscherlich alles andere als ein Großbaumeister von Theoriesystemen war, machen es einem nicht leicht, Themen zu entdecken, die seinem Denkweg in den Nachkriegsjahrzehnten wie ein Kompass die Richtung wiesen. Doch es gibt solche Themen. Ihre Rekonstruktion verhilft dazu, Mitscherlichs Anteil an der »intellektuellen Gründung der Bundesrepublik« (Clemens Albrecht u.a.), der meistens auf die Titelthemen seiner bekanntesten Bücher beschränkt wird, präziser zu erfassen.

Mitscherlich selbst taugt im Übrigen als Chronist der eigenen Denkentwicklung am wenigsten. Permanent mangelte es ihm an Zeit und Geduld, um sich an die einmal gesponnenen Gedankenfäden in späteren Zusammenhängen zu erinnern – explizit daran anzuknüpfen, gelang ihm schon gar nicht. Einfacher

fiel ihm, neu über die ihn fortwährend beschäftigenden Fragen nachzudenken. Zum engsten Kreis seiner, wenn man so sagen darf, Kompass Themen, die sich mal mehr, mal weniger sichtbar durch seine Schriften, Rundfunkbeiträge, Vorträge und Korrespondenz ziehen, gehört an oberster Stelle Toleranz.

Deshalb war es eine kluge Entscheidung, die zu Mitscherlichs siebzigstem Geburtstag erschienene Festschrift mit *Provokation und Toleranz* zu betiteln.⁸ Schade nur, dass der Titel von den Verfassern nicht im Entferntesten eingelöst wird. Lediglich eine kurze Bemerkung in der Einleitung weist hin auf die herausgehobene Stellung der Toleranz im Denken Mitscherlichs. Toleranz, meint das Herausgeberteam, sei für den Jubilar die »Voraussetzung dafür, daß sich die kritischen Ich-Leistungen des Individuums entwickeln«.⁹ Das ist allerdings eine arg unterkomplexe, um nicht zu sagen falsche Wiedergabe seines Toleranzkonzepts. Ansonsten geht in dem über 500 Seiten schweren Band, der ein repräsentatives Panorama renommierter, zeitgenössischer psychoanalytischer Forschung abdeckt, kein einziger Beitrag auf die Toleranzthematik ein. Wer, außer Mitscherlich selbst, hätte auch etwas darüber schreiben sollen? Die Kategorie der Toleranz ist in der Psychoanalyse von bemerkenswert marginaler Bedeutung. Sigmund Freud etwa hat sich lediglich in seinen gesellschaftstheoretischen Texten hin und wieder dazu geäußert, bevorzugt über das Gegenteil von Toleranz, die Intoleranz, gesprochen, aber auch das nur äußerst sporadisch; zum einheimischen psychoanalytischen Vokabular gehören die Begriffe Toleranz/Intoleranz jedenfalls nicht.

Es blieb dem Philosophen Axel Honneth vorbehalten, auf die Schlüsselstellung des Toleranzgedankens im sozialpsychologischen Werk Alexander Mitscherlichs aufmerksam zu machen. Honneth lokalisiert die Toleranzproblematik im Komplex der von Mitscherlich aufgeworfenen Frage, welche psychischen Dispositionen und Fähigkeiten aktive demokratische Teilnahme ermöglichen. Die in pluralistischen Gesellschaften zwingend notwendige Toleranz gegenüber anderen Kulturen und fremden Werthaltungen habe, so der Clou von Mitscherlichs Überlegungen, eine tolerante Selbstbeziehung zur Voraussetzung, die sich darin zu erkennen gebe, dass man lerne, den eigenen, befremdlichen Wünschen und Bedürfnissen angstfrei gegenüber zu treten.¹⁰

Honneths höchst fragmentarische, aber soweit zutreffende Darstellung lässt naturgemäß viele von Mitscherlich angeschnittene Aspekte und große, einschlägige Theoriepassagen unberücksichtigt; das Toleranzkapitel aus *Die Unfähigkeit zu trauern* scheint der Anerkennungsphilosoph überhaupt nicht in Betracht gezogen zu haben. Dagegen stützt sich Karola Brede in ihrem Aufsatz *Zur psychoanalytischen Kritik der Toleranz*, soweit es darin um Mitscherlich geht, ausschließlich auf das fragliche Buchkapitel. Der Aufsatz bestätigt indirekt, dass

Mitscherlichs intensive Beschäftigung mit Toleranz innerhalb der Psychoanalyse eine Ausnahmeerscheinung ist, denn die bestens informierte Autorin bezieht zwar noch Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Nietzsche und Herbert Marcuse ein, aber keine weiteren Theorieentwürfe aus der Psychoanalyse. Brede möchte auf die antagonistische Grundverfassung von Toleranz hinweisen, die unter der Maske großzügiger Duldung Aggression in die Gesellschaft integriere, dabei »immer an die Macht des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren rückgebunden«¹¹ bleibe und somit in letzter Konsequenz keine egalitäre Kooperation ermögliche.

Die bisherigen Lesarten seiner Toleranzkonzeption, so wertvoll sie an sich sein mögen, werden der spezifischen Denkbewegung und dem eigentümlichen Denkstil Mitscherlichs nicht gerecht, weil sie beidem keine Beachtung schenken. Die Netze der Analysen sind so gestrickt, dass sie die jeweils für brauchbar gehaltenen Überlegungen herausfiltern, in Pars-pro-toto-Manier generalisieren und alles andere stillschweigend durch die Maschen fallen lassen. Das ist ein durchaus übliches, bis zu einem gewissen Grad sogar unvermeidliches hermeneutisches Vorgehen; auch die vorliegende Studie erhebt nicht den Anspruch, sämtliche von Mitscherlich angeschnittene Aspekte einzufangen, was schlichtweg unerfüllbar wäre. Doch sie möchte die Grundzüge und Mehrdimensionalität seines entwicklungs offenen Theoriebeitrags angemessen rekonstruieren. Dazu gilt es, sich auf die Spanne, die Progression und die Brüche seines Denkens einzulassen.

Über Toleranz hat sich Mitscherlich über die Jahrzehnte in zahlreichen Kontexten geäußert, die es wert sind, beachtet zu werden. Am systematischsten, für seine Verhältnisse, fand die Auseinandersetzung in drei Aufsätzen ungefähr im Zehnjahresrhythmus statt: 1951, 1964, 1974. Der Beitrag von 1964 ist drei Jahre später in *Die Unfähigkeit zu trauern* aufgenommen worden. Die folgende Analyse findet in drei Schritten statt. Die Kapitel orientieren sich am Zehnjahrestakt, den die drei für das Thema bedeutsamsten Quellen vorgeben.

Zur Psychologie der Toleranz als Lebensform: die fünfziger Jahre

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Zusammenfall der nationalsozialistischen Diktatur versuchte sich Mitscherlich rasch politisch Gehör zu verschaffen. Er profilierte sich als ein entschiedener Demokrat, der er nicht von Haus aus war.¹² Mit großen Bedenken und offener Ablehnung kommentierte er die Politik der Besatzungsmächte, obenan die der Westmächte. Seine Kritik findet noch in der *Unfähigkeit zu trauern* unter dem Schlagwort »Oktroi der Sieger«¹³ eine Fortsetzung. Die Entnazifizierungs- und Re-education-Programme hielt er für von außen aufgezwungen und deshalb kontraeffektiv. Die soziale

Ausgrenzung von Personen, die Schuld auf sich geladen haben, und die aufoktroierten Strategien zur politischen Mentalitätserziehung lehnte er ab, weil sie die im Entstehen begriffenen Grundlagen einer toleranten Gesellschaft aushöhlten. Vergangenheitsbewältigung bestand für ihn im Aufbau eines demokratischen Staates, der alle Personen, denen man keine schwerwiegenden Delikte zur Last legen konnte, einbinden sollte; Mitscherlich nannte das die »Überwindung des Nationalsozialismus in konstruktiver Arbeit.«¹⁴ In einem kurzen Essay für die *Frankfurter Hefte* erklärte er 1949, die »Kraft einer neuen toleranten Lebensform unter den Deutschen« erprobe sich darin, dass sie die ehemaligen Feinde der angestrebten Lebensform nun nicht ihrerseits diskriminiere und somit dem »politischen Dunkel« überantworte. Vielmehr müsse man ihnen in aller Offenheit die Chance einräumen, an der Errichtung einer toleranten Lebensgemeinschaft mitzuwirken: »Wir müssen also durch eine Amnestierung (die sich selbstverständlich nicht auf Verbrechen gegen die Menschlichkeit beziehen wird) den ehemaligen Nazis mit der Konsolidierung der deutschen Verhältnisse die Möglichkeit geben, in einem politischen fair play mitzumachen.«¹⁵ Im Vorgriff auf die eigene Verwirklichung verhält sich die tolerante Lebensform gegenüber den vergangen, ihr widerstrebenden Einstellungen und Verhaltensweisen nicht nachtragend, sondern nachsichtig, weil sie sich eine integrative Wirkung davon verspricht. Dieser Vertrauensvorschuss ist von den Betroffenen durch *praktizierte* Toleranz einlösbar.

Mitscherlich führt sein Verständnis von einer toleranten Lebensform nicht weiter aus. Aber soviel ist sicher: Eine Lebensform wird man nur dann als tolerant bezeichnen können, wenn sich die fragliche Haltung über exklusive gesellschaftliche oder politische Grenzsituationen hinaus auf alle möglichen Konfliktfälle und Lebenslagen erstreckt, also auch auf alltägliche, private, berufliche. Mitscherlichs Schriften und sein Briefwechsel der fünfziger Jahre belegen, dass er tatsächlich solch ein weites Anwendungsfeld von Toleranz im Sinne hatte. Zwei Beispiele.

In der fachwissenschaftlichen Debatte um die Ausrichtung der Psychoanalyse löste er sich in den fünfziger Jahren allmählich von seiner ursprünglichen Absicht, die Tiefenpsychologie daseinsanalytisch, anthropologisch und synoptisch zu konzipieren.¹⁶ Man kann sicherlich uneins darüber sein, ob er sich wirklich zum lupenreinen Psychoanalytiker in Freud'scher Tradition gewandelt hat, wie er selbst von sich behaupten wird. Doch die von ihm herausgegebene Zeitschrift *Psyche* hat diese Kurskorrektur ohne Frage vollzogen. In den sechziger Jahren war in dem hochangesehenen Fachorgan kein Platz mehr für tiefenpsychologische Strömungen, die aus der freudianischen Linie ausgeschert waren. Dabei hatte sich der Herausgeber noch 1956 selbst gelobt für die in den ersten zehn

Jahrgängen geübte »Toleranz« den »divergenten Standpunkten gegenüber«,¹⁷ mit der es dann bald vorbei sein sollte. Ein Brief Mitscherlichs aus demselben Jahr verrät, weshalb er bis dahin am Toleranzgebot festgehalten hatte. Weder wollte Mitscherlich orthodoxen Lehrmeinungen den Kampf ansagen noch synthetisch-eklektizistische Ansätze grundsätzlich zurückweisen. Er trat für einen vielstimmigen, sich gegenseitig befruchtenden Diskurs ein, der es nicht darauf anlegt, sich doktrinär auf eine einzige Grundlagentheorie zu verengen:

Worauf es mir anzukommen scheint, ist echte Toleranz, Wissen um das, was man selbst tut, und Verständnis für das, was die anderen tun. Der Mangel an dieser Toleranz scheint mir das eigentliche Übel und nicht, daß es bisher noch nicht gelungen ist – und wahrscheinlich auch nie gelingen wird –, eine methodische Vereinheitlichung im Bereich der Psychotherapie zu finden und damit zu einer einzigen »Schule« zu kommen.¹⁸

Die in der zerstrittenen psychotherapeutischen Community Oberhand gewinnenden Versuche, diese oder jene Schule zu kanonisieren und die übrigen abzuwerten und auszuschließen, deutete Mitscherlich als ein die Geisteskultur in Westdeutschland betreffendes Menetekel, das, wie er in dem Brief schrieb, »eine wirkliche Gefährdung der demokratischen Toleranz« ankündige. Weil er gegen die allortigen wiederauflebenden Abschottungsbestrebungen, »die auch in allen anderen Lebensbereichen das menschliche Dasein so erschweren«, wie es im Brief hieß, ein Zeichen setzen wollte, blieb die *Psyche* noch eine Weile ein relativ offenes Forum des Gedankenaustauschs. Soviel Toleranz ließ sich jedoch fachintern immer schwieriger vertreten, die Richtungskämpfe wurden unversöhnlicher, was letztendlich zu einer kompromisslosen theoretischen Positionierung der Zeitschrift führte.

Das zweite Beispiel betrifft den Privatraum der Familie. Unter der appellativen Überschrift *Gibt Raum für die Spiele und Träume* reflektierte er 1950 die sich ankündigende generationale Neuordnung in der Nachkriegsgesellschaft am Beispiel der »Kinderstube«.¹⁹ Die Familienverhältnisse waren seinerzeit noch stark geprägt von autoritären, patriarchalen Gewohnheiten. Doch der hellwache Sozialpsychologe bemerkte, dass diese erodierten. Er begrüßte die Anzeichen für ein kooperativeres Eltern-Kind-Verhältnis, in dem die Erziehenden nicht mehr reflexhaft auf »das ordnende Gebot« zurückgriffen, sondern mit emotionaler Zuwendung, Verständnis und dem »liebenden Ertragen der anfänglichen Unerzogenheit und Ungezogenheit« agierten. Kinder, die zunehmend als vollwertige Akteure innerhalb der Familie angesehen werden, warfen in Mitscherlichs Augen allerdings ein »Toleranzproblem« auf. Es resultiert aus der unvermeidlich asymmetrischen Beziehungskonstellation. »Denn von Toleranz

wird nur dort gesprochen werden müssen, wo ein Stärkerer und ein Schwächerer zusammenwohnen«. Kommen in dem traditionellen Familienmodell vor allem das Recht und der Wille des Stärkeren zum Zuge, so erfordere die generationale Neuorientierung wertschätzende (liebende) Akzeptanz auch für die unliebsamen Daseinsäußerungen der »Schwächeren«. »Um tolerant sein zu können, muß man aber nicht von der eigenen Lebensberechtigung überzeugt sein, sondern auch von der jenes Menschen, der einem mitmenschlich verbunden ist.«²⁰

Das Denkmuster stimmt mit dem aus der *Psyche*-Diskussion überein, nur ist Toleranz jetzt nicht auf theoretische Positionen, sondern auf leibhaftige Personen gemünzt. Hier wie dort teilen die jeweils beteiligten Parteien etwas Gemeinsames, das sie verbindet: dort das theoretische Interesse an der Psychotherapie, hier den familiären Lebensraum. Kann auf Grundlage dieser Basis in bestimmten, fundamentalen Hinsichten keine Übereinstimmung hergestellt werden, ist Toleranz gefragt, insofern das gemeinsame Band erhalten bleiben soll. Das Gelten- und Gewährenlassen fremder Eigenarten setzt das Eigene nicht absolut, es akzeptiert das Abweichende, das in seiner Andersheit verstanden sein will. Nun könnte in einer kooperativen Eltern-Kind-Beziehung der unausweichliche »Zusammenstoß« der individuellen Wünsche und Bedürfnisse der Erwachsenen mit dem andersgearteten »Weltdrang« der Kinder zähneknirschend hingenommen oder, wie es zuvor hieß, *ertragen* werden.²¹ Doch Mitscherlich scheint am Ende des Essays nicht mehr bereit, dies als echte Toleranz durchgehen zu lassen. Er setzt die Maßstäbe hoch (in seinen späteren Aufsätzen wird er sie wieder auf das Level »ertragen« herunterschrauben). In einer wirklich toleranten Beziehung wird das kindliche Verhalten als eine mitunter vielleicht störende, aber unbedingt berechnete, gleichwertige Lebensweise aus freien Stücken *respektiert*: »Tolerieren heißt nicht nur dulden und nichtbeachten, sondern dulden und achten.«²² Undurchsichtig bleibt, wie und weshalb die Erziehenden ein Verhalten dulden und achten sollen, das sie zugleich als frech oder unverschämt (ungezogen, unerzogen) moralisch verurteilen.

Toleranz ist keine angeborene Eigenschaft, »keine Begabung«, auch kein spontaner Affekt, der durch äußere Umstände ausgelöst wird, sie ist eine erlernbare, das Denken und Handeln bestimmende »Einstellung zur Welt, zur näheren Umwelt, insbesondere zur nächsten und weiteren menschlichen Mitwelt.«²³ Das schreibt Mitscherlich in seinem 1951 in der *Psyche* publizierten Essay »*Wie ich mir - so ich dir*«, der für lange Zeit sein bedeutsamster theoretischer Beitrag zur Toleranz bleiben sollte, genauer: zur *Psychologie der Toleranz*. »Wie muß der Seelenzustand eines Menschen geartet sein, damit er sich tolerant verhalten kann?«²⁴ Die sehr naheliegende Forschungsfrage nach den emotionalen und

mentalene Voraussetzungen toleranten Verhaltens ist in der langen Theoriegeschichte der Toleranz erstaunlich selten aufgeworfen worden;²⁵ in den neueren Arbeiten zur Psychologie der Toleranz werden Mitscherlichs Überlegungen hierzu meistens übergangen.²⁶

Der sprechende Titel seines Essays könnte so ausgelegt werden, als wolle Mitscherlich darauf hinaus, dass die Toleranz, die man anderen gegenüber ausübt, exakt das Maß an Duldsamkeit spiegele, das man sich selbst gegenüber aufbringt. Doch das wäre eine zu schematische und mechanistische Vorstellung menschlichen Verhaltens. Mitscherlich unterscheidet nicht dualistisch zwischen einer innersubjektiven und einer intersubjektiven Toleranz, als würde diese aus jener hervorgehen. Er trennt die beiden Formen der Toleranz, die innere und die äußere, aus analytischen Gründen, denkt aber ganzheitlich, monistisch. Entweder jemand verfügt über eine tolerante Disposition oder nicht, denn es gibt nur einen »Seelenzustand, der Toleranz erlaubt«.²⁷ Diese psychische Disposition lenkt das eigene Verhalten im Umgang mit anderen Menschen, ebenso wie den »oft ihm selbst verborgenen Umgang eines Menschen mit sich selbst«.²⁸ Nun fallen einem genügend Fälle ein, die nicht so recht in dieses Wie-ich-mir-so-ich-dir-Raster passen wollen: unduldsame Akte der Selbstdisziplinierung, die sich mit nachsichtigen Interaktionen vertragen; unerbittliche Verurteilung von Fehlern anderer, bei großzügiger Duldung von selbstverschuldeten Verfehlungen; bedingungslose Toleranz gegenüber Familien- oder Gruppenmitgliedern, aber scharfe Intoleranz gegenüber Außenstehenden usw. Mitscherlich blendet solche Phänomene aus. Er beschreibt psychische Verfassungen, Dispositionen und entsprechende Persönlichkeitstypen, die durch und durch entweder tolerant oder intolerant sind.

Intolerante Personen haben demnach ein schwaches Selbstbewusstsein, sie ertragen keine Verunsicherungen, klammern sich krampfhaft bis zum Fanatismus an Gewissheiten, die sie mit Macht durchsetzen wollen, halten sich Unbekanntes vom Leib oder gehen ihm aus dem Weg, indem sie ihr Ego überhöhen und unantastbar zu machen versuchen. Die Toleranten hingegen wissen um die Vorläufigkeit und Konventionalität aller Weltanschauungen, Werte und Kulturen, sie distanzieren sich von der Macht, verhalten sich Abweichendem gegenüber integrativ, nicht missionierend, treten, was die eigenen Überzeugungen angeht, entspannt und bescheiden auf, zögern jedoch nicht, sie gegebenenfalls gegen Angriffe der Intoleranz zu verteidigen. Ob jemand zur Toleranz oder Intoleranz neigt, zeigt sich beispielsweise in der Konfrontation mit unsicheren Erkenntnissen und Vorurteilen:

Der Tolerante erträgt das Vorurteil bei anderen, weil er es bei sich kennt und achtet, denn er weiß um die Unausweichlichkeit, mit der sich unser Wissen und Suchen in einer Tiefe verliert, die das menschliche Nachdenken nicht erreicht. Der Intolerante, beunruhigt von der Fremdheit, der er in sich und der Welt begegnet, erträgt die Relativität gerade dieses höchsten Wissens nicht.²⁹

Näher betrachtet repräsentieren Toleranz und Intoleranz in Mitscherlichs theoretischem Konzept entgegengesetzte Mentalitäten der Selbst- und Fremdbegegnung. Die tolerante Mentalität begegnet dem Verstörenden und Devianten verständnisorientiert, mitfühlend, einsichtig und anerkennend. Mitscherlich nennt dies die höchste Form der Toleranz: »die Toleranz der Weltoffenheit«.³⁰ Er verbindet damit einen Lebensvollzug, der aufgeschlossen ist für die potentiell unendliche »Vielheit der Ordnungen«,³¹ anstatt sich kompromisslos dem »unbedingten Gültigkeitsanspruch einer Ordnung«³² zu unterwerfen. Unschwer ist hier die Argumentationsfigur wiederzuerkennen, mit der er für die thematische Offenheit der *Psyche* eingetreten war.

Die intolerante Mentalität verhält sich entgegengesetzt: empathiearm, ignorant, uneinsichtig, abwehrend, verschlossen. Um die eigene Schwäche zu vertuschen, wird Ebenbürtiges abgewertet. Der intolerante Charakter befindet sich, ohne dies zu durchschauen, in einem Dauerzustand der Selbst- und Weltverdunkelung. Und aus dem Dunkel, meint Mitscherlich, steigt Angst auf, Erkenntnisangst: der ärgste Widersacher von Toleranz, der darum nicht tolerierbar ist. »Toleranz entsteht dort, wo die Angst vor der Einsicht ertragen wird, wo der Mensch den Mut hat, seiner Anlage der Weltoffenheit zu folgen über seine angestammten »Marken des Bekanntseins« hinaus in eine vorerst noch fremde Welt, die er verstehen und das heißt immer auch *in sich* entdecken will.«³³ Solange Angst die Persönlichkeit in Schach hält, und nicht umgekehrt, kann sich im Individuum keine duldsame Weltoffenheit herausbilden, die »immer ein Ergebnis lebendiger Erfahrung ist.«³⁴ Bloße Appelle an Vernunft und Gesinnung fruchten selten, weil verängstigte Individuen unfähig sind, ihnen zu folgen, selbst wenn sie wollten. Toleranzbildung beginnt in der Familie, in der sich die Angehörigen möglichst angstfrei begegnen, in einem Klima des wechselseitigen Vertrauens, der Achtung, Fürsorge und Liebe, von der Mitscherlich, womöglich an seinen Kinderstuben-Aufsatz denkend, behauptet, sie sei »die unbedingte Voraussetzung der Toleranz.«³⁵

Erfahrungen mit Intoleranz und mit den Widerständen, auf die die Kultivierung einer toleranten Grundeinstellung immer wieder stößt, fordern dazu heraus, die Toleranzdisposition als soziokulturelles Phänomen im konkreten historischen Kontext zu behandeln. Mitscherlich liefert Ansätze zur mentalitätsgeschichtlichen Diagnostik des Toleranzphänomens und verknüpft sie mit

entwicklungspsychologischen Überlegungen zur Entwicklung und Beeinträchtigung von Toleranz: Unter welchen psychosozialen Bedingungen bildet sie sich heraus, und was steht der Toleranzbildung entgegen? Diese Fragen drängten sich ihm noch einmal vermehrt im folgenden Jahrzehnt auf.

Die (Un-)Fähigkeit zur Toleranz: die sechziger Jahre

Das Wiederauftauchen nazistischer und antisemitischer Parolen in Städten der Bundesrepublik, der »kommunistische Totalitarismus«³⁶ in den Ländern des Ostblocks, die aufgeheizte Atmosphäre des Kalten Kriegs und andere weltpolitische Konfliktfelder veranlassten Mitscherlich in den sechziger Jahren, sich noch einmal gesteigert für den Leitwert der Toleranz einzusetzen. Als Repräsentant der Humanistischen Union formulierte er sein Credo: »Der Humanismus als Konfession, wie ich ihn verstehe, hat als wichtigste Aufgabe, die er sich stellen kann, [...] die Toleranz zu verbreiten und überhaupt zu lehren, mitzuteilen, verständlich zu machen, was Toleranz ist.«³⁷ Die akuten Gefährdungen der Demokratie vor Augen und überzeugt davon, dass sich das gesellschaftliche Zusammenleben auf nationaler und globaler Ebene zukünftig eher konfliktreicher als konfliktärmer gestalten werde, wurde er nicht müde, sich für den »Schutz und die Stärkung der offenen, pluralistischen Gesellschaft«³⁸ einzusetzen. Zeitgenössische Politische Philosophen halten die Anerkennung pluralistischer Verhältnisse für eine Art demokratische Kernkompetenz.³⁹ Mit Fug und Recht dürften sie sich auf Vorarbeiten des Psychoanalytikers beziehen, was nur selten geschieht. In einer modernen Demokratie gab es für Mitscherlich keine glaubwürdige Alternative zur »Toleranz des Pluralismus«,⁴⁰ das heißt zu einer Haltung, die heterogene Lebensentwürfe grundsätzlich bejaht, solange sich diese mit den Verfassungsnormen vertragen.

An Toleranz und »Toleranzbereitschaft«⁴¹ – das ist der Wille, sich offensiv und lernbereit den pluralen Realitäten auszusetzen – mangle es jedoch in allen Kulturen, die von einer »repressiven, liebesfeindlichen Moral«⁴² der Gewissensangst und Einschüchterung, der emotionalen Kälte, Schuldzuweisung und Triebfeindlichkeit überlagert sind. Das sei im Westen nicht anders als in den Ländern des Ostens. Insbesondere dem Christentum, aber im Grunde allen Weltreligionen und ideologischen Weltanschauungen, die im »Glaubenterror irgendeines ›Personenkultes‹ versinken«,⁴³ legte der hartgesottene Atheist und Anti-Dogmatiker zur Last, sie würden den Nährboden der Intoleranz gegen alle Vernunft kultivieren. Dieser Vorwurf ist gewiss nicht vollkommen abstrus. Und doch ertappt man Mitscherlich in diesem Punkt bei einer Schwäche seiner eigenen Toleranzbereitschaft, deren Grenzen nirgends so deutlich hervortreten,

wie in seinen bisweilen recht grob geratenen Stellungnahmen zur Geschichte und Gegenwart von Religion und Kirche.

Was seine fachliche Ausrichtung angeht, so fand er in den sechziger Jahren zu einer veränderten Theoriesprache, mit der er auch seine Psychologie der Toleranz neu fasste. Entscheidend hierfür war seine durchaus eigenwillige Rezeption der US-amerikanischen Ich-Psychologie, die den Fokus der psychoanalytischen Theorie und Behandlungstechnik, stärker als Sigmund Freud es getan hatte, auf die autonomen, zum Teil antagonistischen Ich-Funktionen richtete. Mitscherlich interessierte daran besonders das Konzept der Ich-Stärke, das er immer aufs Neue im Zusammenhang mit Überlegungen zur Triebnatur des Menschen und zur Affektbildung durchdachte. »Innere Toleranz« ist hierbei ein Schlüsselbegriff. In der *Vaterlosen Gesellschaft* schreibt er: »Affektbildung kann also nur heißen, daß die Konflikte zwischen den unausweichlichen inneren Drangerlebnissen und den sozialen Normen gemildert werden, daß wir eine *innere Toleranz* für den Umgang mit Konflikten entwickeln [...]«⁴⁴ Mit rigiden Vorschriften und den erwähnten Stilmitteln der repressiven Moral erreiche man das genaue Gegenteil: sture Abwehr von intrapersonalen Konflikten, statt deren sorgfältige Bearbeitung, was nur von einem souveränen, auf Ausgleich bedachten Ich ausgehen könne. In einem Rundfunkbeitrag aus dem Jahr 1961 zum Thema *Gehorsam oder die Angst vor dem Anderen* erläuterte Mitscherlich, dass es darauf ankomme, »die integrativen Ichleistungen zu fördern, so daß das Ich tolerant und konsequent zugleich Realitätsprüfung und faktisches Verhalten zu kontrollieren vermag«.⁴⁵

Das Wie-ich-mir-so-ich-dir-Prinzip behielt auch in dieser Phase seines Denkens Gültigkeit: Die Stärke oder Schwäche, mit der das Ich die Konflikte im Inneren der Psyche reguliert, ist identisch mit der Stärke oder Schwäche, mit der Konflikte der äußeren Realität bewältigt werden. Wer mit seinen eigenen Trieberlebnissen und internalisierten Gewissensnormen auf Kriegsfuß steht, wird auch sonst kein zuverlässiger Friedensstifter sein, oder umgekehrt, wer mit sich selbst im Frieden lebt, lässt sich nicht kurzerhand zu aggressivem Streit und kriegerischen Aktionen hinreißen. In *Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität* sprach Mitscherlich Millionen Leserinnen und Lesern ins Gewissen, dass bei der kollektiven Friedensprophylaxe alles auf die frühe Erziehung ankomme, die verständnisvoll und einführend vorzugehen habe, um dadurch die integrativen, auf Versöhnung bedachten Ich-Leistungen zu unterstützen. Von den Anhängern der Laissez-faire-Pädagogik indes, die allen Lebensäußerungen freien Lauf lassen wollten, distanzierte er sich bei dieser Gelegenheit, weil sie einer »falschen Toleranzideologie«⁴⁶ folgten. Der schrankenlosen Duldung jeder noch so böswillig-destruktiven Handlung konnte Mitscherlich weder im Privaten noch in der Weltpolitik etwas Gutes abgewinnen. Auf diese Weise würde man nur den

blindwütigen Affekten einen Gefallen tun und die Hoheit des Ich schwächen. Leidtragende solch eines übertriebenen Gewährenlassens sei nicht zuletzt die Toleranz, die wahre und echte, die das kontrollierende Ich buchstäblich erringen müsse. In *Die Unfähigkeit zu trauern* heißt es im dritten Kapitel, das Vermögen, »fremde Sittlichkeit als etwas Lebenswürdiges zu achten«, sei dem psychischen Mechanismus nach beurteilt nichts anderes, als die »Fähigkeit zur affektiven Kontrolle, zur Toleranz«. ⁴⁷

Mitscherlichs ausführlichster Toleranz-Text dieser Dekade *Proklamierte und praktizierte Toleranz* ist 1964 zunächst im Radio gesendet worden und im selben Jahr gemeinsam mit neun anderen Beiträgen der hochkarätig besetzten Rundfunkreihe in einem Sammelband erschienen. ⁴⁸ Damit war den Ausführungen eine ansehnliche Öffentlichkeit garantiert. Noch besser bekannt geworden ist der Aufsatz als fünftes Kapitel der *Unfähigkeit zu trauern*. Gleich in den ersten Sätzen stellt der Autor klar, weshalb die löbliche Eigenschaft der Duldsamkeit, die er meistens mit Toleranz gleichsetzt, aus Sicht der psychoanalytischen Anthropologie erheblich leichter zu proklamieren als zu praktizieren sei:

Gehen wir davon aus, daß die Menschenart eine hochaggressive Spezies ist, dann verwundert es nicht, wie spät und selten Toleranz, Duldsamkeit im Gesamtverlauf der Geschichte zu bemerken sind. Toleranz ist in einem von Natur aggressiven Wesen ein Anzeichen hoher Selbstüberwindung. ⁴⁹

Nach diesem Eingangsstatement sind die zwei Hauptstränge der Gedankenführung vorgezeichnet. Zum einen: Wie lässt sich die Fähigkeit zur Toleranz erlernen und stärken, angesichts einer unvoreilhaften biologisch-genetischen Ausstattung, die beim Menschen nicht einmal eine instinktive Abneigung gegen die Tötung und Vernichtung von Seinesgleichen einschließt. Und zum anderen, noch etwas grundlegender gefragt: Wie ist triebdynamisch zu erklären, dass Intoleranz aus der triebhaft-aggressiven Natur des Menschen entspringt?

Mehrere miteinander verbundene Motive verknüpfen sich nach Mitscherlichs Verständnis in der menschlichen Psyche zu einer Art Intoleranzkomplex. Ausschlaggebend ist das Ineinandergreifen von Aggressivität und Angst, wobei nicht mehr an die Angst vor Erkenntnis gedacht ist, sondern an soziale Angst. Von aggressiven Impulsen wird das Ich gleich von zwei Seiten bedrängt: von den ungestümen Trieben und vom resoluten Über-Ich. Die ständig rumorenden aggressiven Bedürfnisse streben nach rücksichtsloser Befriedigung, egal in welcher Form und gleichgültig ob in Taten oder in der Phantasie – Hauptsache Entladung. Die nach Angriff und Zerstörung verlangende Gier ruft eine innerpsychische »Gegenaggression« ⁵⁰ auf den Plan, von der internalisierten Gewissensinstanz ausgelöst, die die normwidrigen Impulse missbilligt. In dieser emotional belas-

tenden Situation wird das intrapsychische Steuerungszentrum noch von einer dritten Flanke attackiert, was zu einer weiteren Lähmung der Ich-Aktivitäten führt. Mitscherlich spricht von »Vergeltungsangst«,⁵¹ die auftaucht, sobald dem Aggressor dämmert, dass die von ihm realitär oder potentiell Geschädigten mit ähnlicher Münze das ihnen Zugefügte heimzahlen könnten. Diese Bedrohung wiederum ist ein gefundenes Fressen für die ständig auf der Lauer liegenden aggressiven Neigungen, denen nichts lieber wäre, als unbesehen alles, was Angst einflößt, zu zerstören. In der Logik der uneingeschränkten Trieberfüllung zählt nur der momentane Vorteil, der Lust steigert, am besten, wenn sich dabei zugleich die lästige Bedrohung durch antizipierte Gegenschläge und Geltungseinbußen verringern ließe. Die Gewalteskalation ist absehbar.

Die Logik der Trieberfüllung ist zugleich die Logik der Intoleranz. Intolerantes Verhalten und intolerante Gesellschaftsordnungen gehen von »verbriefter Ungleichheit«⁵² aus, sie sind ihrem Wesen nach diskriminierend und suchen letztlich »die Freiheit anderer zu vernichten«.⁵³ Diskriminierung und Freiheitsbeschränkung dienen dem Eigenwohl der Privilegierten, der »Starken«. Sie sind die Profiteure des Intoleranzsystems, an das sie sich mit aller Gewalt klammern, um ihre tatsächlichen oder eingebildeten Vorteile zu verteidigen. Intoleranz ist der exakte Ausdruck jener triebhaften, feindseligen, misstrauischen und hybriden Haltung, die angestachelt wird von unkontrollierter Aggressivität und sozialer Angst, die abgewehrt werden soll:

Wir beginnen klar zu sehen: Intoleranz fußt auf der Verteidigung von Vorrechten, die Lust versprechen – von den primitiven Formen aggressiver Triebbefriedigung bis hin zur Gewißheit, von Gott auserwählt zu sein. Eine These wäre demnach: Intolerantes Verhalten wurzelt in der Aussicht auf Mehr an Triebbefriedigung und auf Minderung der Angst durch höheres Prestige in der Gesellschaft als ganzer.⁵⁴

In der toleranten seelischen Organisation hat das Bewusstsein, das Ich, über die Störfeuer der Es- und Über-Ich-Aggressionen die ordnende Oberhand gewonnen. Praktizierte Toleranz ist eine erkämpfte Errungenschaft, die Anstrengung, Zeit und Arbeit erfordert: Bildung der Persönlichkeit, Bildung der Affekte, Selbstüberwindung. Mitscherlich spricht von einer Leistung, damit sich niemand über den erforderlichen Aufwand täusche: »Toleranz ist demnach als Leistung zu definieren, in der es einem psychischen Impulszentrum, und zwar dem einführenden Ich, gelingt, die triebhaft aggressive Verhaltensgrundlage eigenartig zu manövrieren.«⁵⁵

Mit dem *einführenden* Ich führt Mitscherlich eine bemerkenswerte Instanz ein. Das Attribut soll zum Ausdruck bringen, dass die nackte Verstandeskraft gegen die lärmende Wucht der Affekte nicht ankommen würde. Erst wenn die

vernünftige Überzeugung vom Wert der Toleranz und die prinzipielle Absicht, diese auszuüben, mit einer bestimmten *emotionalen* Intelligenz korreliert, kann der Teufelskreis der Intoleranz, der »Ablauf von aggressiver Aktion und ebensolcher Reaktion«,⁵⁶ durchbrochen und Freiraum für wertschätzendes Handeln und besonnene Konfliktlösungen geschaffen werden. Die Emotion, die dies nach Mitscherlichs Auffassung zu leisten in der Lage ist, heißt Empathie. Mitgefühl – »für sich wie für den anderen«⁵⁷ – schließt die Fähigkeit zur emotionalen Einfühlung, zum mentalen Perspektivwechsel und die Bereitschaft zur konfliktbeseitigenden Hilfestellung ein. Mitscherlichs Position kommt der Gefühlsethik eines Adam Smith und insbesondere der Mitleidsethik Arthur Schopenhauers sehr nahe. Smith, Schopenhauer und Mitscherlich trauen der Empathie zu, dass sie die Individuen aus ihrer egozentrischen Isolation heraus zu der moralischen Erkenntnis führt: Mein Gegenüber ist mir in seiner humanen Wesensart in allen relevanten Aspekten gleich, seine Bedürfnisse verdienen deshalb meine Anerkennung, so wie ich meine Bedürfnisse »von ihm bei mir auch geachtet sehen möchte«.⁵⁸ Einfühlende Vernunft oder, wie man genauso gut sagen könnte, vernünftige Einfühlung nimmt die Gleichartigkeit der Menschen wahr, ohne die individuellen Unterschiede zu übersehen. Sie erfasst spontan, dass es zu jeder einmaligen Form der Existenz »auch gültige gleichwertige Alternativen gibt«.⁵⁹ Dass diese intuitive Erkenntnis in pluralistischen Gesellschaften, auf die Mitscherlich in diesem Beitrag nicht gesondert zu sprechen kommt, außerordentlich gefragt ist, liegt auf der Hand.

Jetzt versteht man auch besser, weshalb er so großes Gewicht auf einfühlsame Erziehung legt. Sie ist das A und O der Affekt- und Toleranzbildung und das Gegenteil jener – wie er ohne Scheu vor Übertreibung meint – gängigen Erziehungspraxis, die den individuellen Gefühlen und Bedürfnissen der Kinder keine Beachtung schenkt, die gedankenlosen »Befehlsgehorsam«⁶⁰ verlangt und solcherart »Selbstentfremdung«⁶¹ bewirkt. Seine früheren Gedanken zur Selbst- und Weltverdunkelung in eine etwas andere Richtung fortführend, geht Mitscherlich nun davon aus, dass ein nach alter Gewohnheit erzogenes Subjekt, das sich emotional und kognitiv fremd und irgendwie unheimlich geworden ist, mit wirklich unbekanntem Menschen keinen zugewandten, realitätsangemessenen und vertrauensvollen Umgang pflegen könne. Wie man mir – so ich dir, möchte man den folgenden Passus überschreiben, der ex negativo die Quintessenz von Mitscherlichs Toleranzpädagogik beinhaltet:

Je mehr uns unversöhnliche Unterdrückung und Entwürdigung in unserer eigenen Lebensgeschichte widerfahren ist, desto haßvollere Neigungen müssen uns bis tief in die unbewußten Teile unseres Charakters beherrschen – kurz, je mehr Erziehung

durch lieblose, einsichtslose Repression, desto weniger Neigung und Fähigkeit zur Toleranz. Je weniger Toleranz Erfahrung, desto weniger Wissen um die Wirklichkeit, desto mehr Wirklichkeitsvermeidung auch durch Idealisierung, nicht nur durch Verketzerung, und konsequenterweise desto weniger Bedenken, den anderen, der nicht nur ein Fremder bleibt, der zum Kaum-noch-Menschen sich erniedrigt sieht, intolerant und ohne Einhalt des Gewissens zu malträtieren.⁶²

In der öffentlichen wie fachinternen Rezeption der *Unfähigkeit zu trauern* hat der Titelessay mit großem Abstand die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen; die übrigen Kapitel, also auch der Toleranztext, hatten es schwer, sich zu behaupten.⁶³ Wie reagierte die psychoanalytische Fachwelt auf Mitscherlichs Einlassungen zur Toleranz? Dazu ist wenig zu sagen, da kaum Stellungnahmen überliefert sind. Immerhin ist eine private Rückmeldung des in den USA lebenden Narzissmus-theoretikers Heinz Kohut erhalten, den Mitscherlich vergeblich als Direktor des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts anzuwerben versuchte. Kohuts knappe Bemerkungen sind respektvoll, aber in der Sache ausweichend. Sie beziehen sich auf den Toleranzaufsatz von 1964. Es sei »important and proper«, schreibt er dem Autor, dass dieser Toleranz als eine positive Ich-Leistung behandle, die, wie alle kulturellen Leistungen, auf Triebkontrolle und Frustrationstoleranz beruhe. Von Frustrationstoleranz ist in dem Text freilich nicht die Rede. Auf das Herzstück von Mitscherlichs Theorie – den Intoleranzkomplex von Aggression und Angst und die Bedeutung von Erziehung, Einsicht und Einfühlung – lässt sich Kohut nicht ein. Stattdessen bringt er seinen eigenen Narzissmusansatz ins Spiel. Der stärkste Feind der Toleranz, belehrt er seinen Kollegen freundlich, sei nicht etwa Aggressivität, sondern ein Stück »unmodified narcissism and specific narcissistic fantasies that were defensively built up on the basis of infantile narcissistic traumata«. ⁶⁴ Mitscherlich bedankte sich erst geschlagene vier Monate später für den »sehr wichtigen Kommentar«, ⁶⁵ verliert aber kein weiteres Wort über den strittigen Sachverhalt. Die beiden Männer blieben sich in den nächsten Jahren freundschaftlich verbunden, ohne dass sie sich in ihrer theoretischen Arbeit wechselseitig tiefergehend beeinflusst hätten. Die Anregung Kohuts wird Mitscherlich weder in der im Grunde unveränderten Buchfassung seines Aufsatzes noch in seinen weiteren Überlegungen zur Toleranz berücksichtigen; in den Narzissmus-Passagen des Trauerbuchs kommt sie ebenfalls nicht zur Sprache. ⁶⁶ Auch Kohut selbst hat den psychodynamischen Zusammenhang von Narzissmus und (In-)Toleranz meines Wissens nicht weiter ausgearbeitet.

*Psychopathologie der Intoleranz und
zweigleisige Toleranzbildung: die siebziger Jahre*

Die Toleranzthematik ließ Mitscherlich nicht los. Noch in seinen allerletzten öffentlichen Stellungnahmen ergriff er für die Sache der Toleranz Partei. In einem Zeitschrifteninterview von 1977 beklagte er den Verlust einer gemeinsamen Wertorientierung in Westdeutschland und das »Entstehen neuer Intoleranz«. Im selben Atemzug warnte er davor – mit skeptischem Blick hinter den Eisernen Vorhang – eine gesellschaftliche Monokultur erzwingen zu wollen. Erstrebenswert seien heterogene Gesellschaften, die ihre Wertbasis auf demokratischen Konsens gründen, den alle Beteiligten akzeptieren. Nüchtern betrachtet sei das jedoch eine nahezu unerreichbare Utopie. Daher schlage bis auf Weiteres die Stunde der Toleranz: »Toleranz in der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen ist eine gewaltige Aufgabe. Wir sollten versuchen, sie als ersten Schritt zu tun, ob sie zu Konsens führt oder nicht.«⁶⁷

Im selben Jahr äußerte er sich im *Merkur* ein letztes Mal zur Psychologie der Toleranz. Es mag an seiner eigenen gesundheitlich angeschlagenen Verfassung und einigen persönlichen Enttäuschungen gelegen haben, dass er sich in diesen Jahren vermehrt den Kopf darüber zerbrach, weshalb im gesellschaftlichen Spiel der Kräfte verdienstvolle Bestrebungen so häufig den Kürzeren zogen. Das Verhältnis zwischen Toleranz und Intoleranz stilisierte er zu einem regelrechten Zweikampf, wobei er von ungleich verteilten Ausgangslagen ausging. Im Gegensatz zum destruktiven, auf sofortige Erfüllung drängenden Triebgeschehen, aus dem die Intoleranz ihre oft grausame Stärke beziehe, wirke die auf Selbstüberwindung und Nachdenklichkeit fußende Toleranz zwangsläufig zögerlich, kleinlaut und hilflos. In der direkten Konfrontation intoleranter und toleranter Charaktere besäßen letztere lediglich einen einzigen schwachen Vorteil: Da sie sich ihrer Handlungsmotive bewusster sind, können sie »reaktionsgewandter«⁶⁸ und strategisch geschickter operieren, als ihre impulsiv triebgesteuerten Kontrahenten.

Ohne nachvollziehbare Veranlassung *pathologisiert* Mitscherlich nun jene psychische Konstellation, die er der Intoleranz zugrunde legt, womit er sie in die Nähe therapierbarer Störungen rückt. Aus dem Textzusammenhang ist nicht zu entscheiden, ob er mit der »Psychopathologie der Intoleranz«⁶⁹ nur extreme Auswüchse meint oder Intoleranz per se. Erneut versäumt er nicht zu betonen, dass auf Erziehung und Sozialisation eine maßgebliche Verantwortung laste. Doch dieses Mal hebt er nicht auf den Aspekt der Einfühlung ab, sondern, mit Bezug auf Anna Freuds Theorie der »Identifikation mit dem Angreifer«, auf kindliche und jugendliche Identifikationsprozesse. Um in den frühen Entwicklungsphasen das »Entstehen unlösbarer, d.h. nicht mehr befragbarer Identifikationen«⁷⁰ mit

den jeweils dominanten Werten und Verhaltensweisen zu unterbinden, empfiehlt er den Erziehenden, sie sollten den Heranwachsenden systematisch altersgemäße Alternativangebote unterbreiten. Die zur Verfügung gestellte Auswahl an Identifikationsobjekten ermögliche den Subjekten die emotionale Distanzierung sowohl zu den je eigenen Präferenzen als auch zu den jeweiligen Objekten und fördere somit jene tolerante Haltung verständniswilliger Offenheit, die aus der Vielfalt bedachtsam auswählt, ohne das Nicht-Präferierte automatisch zu verunglimpfen.

Mitscherlichs späte Ausführungen zur Toleranz enthalten nur noch selten echte theoretische Innovationen. Es ging ihm mehrheitlich um die Verbreitung seiner Ansichten. Diesem Ziel diene bereits die im Wintersemester 1970/71 gehaltene Universitätsvorlesung *Aggressives Verhalten beim Menschen*, die eine riesige Hörerschaft fand. Die zehnte Vorlesung war der Toleranz gewidmet, die er als ein hoch erwünschtes, aber selten erreichtes Sozialverhalten vorstellte. Studierenden, die in der *Unfähigkeit zu trauern* nicht nur den titelgebenden Essay gelesen hatten, dürften die Kernthesen Mitscherlichs bekannt gewesen sein. Aufgehört haben werden sie vielleicht am Schluss der Vorlesung, als er anstehende Forschungsaufgaben ankündigte. Aus dem Stehgreif, so scheint es, fielen ihm drei offene Fragen ein: Welche unbewussten Motive liegen intolerantem und tolerantem Verhalten zugrunde? Wie lassen sich die Begriffe Toleranz und Intoleranz trennscharf definieren? Und schließlich: Inwiefern kann tolerantes Handeln unfreiwillig negative soziale Folgen zeitigen, zum Beispiel, falls es als Schwäche angesehen werde und »Beuteaggression«⁷¹ anziehe?

Ob er vorhatte, die Beantwortung dieser Fragen eigenhändig in Angriff zu nehmen, wissen wir nicht. Aber es ist möglich, denn offensichtlich war er mit seinen bisherigen Toleranzbeiträgen nicht rundum zufrieden. 1970 kündigte er dem Suhrkamp Verlag fürs folgende Jahr einen Sammelband mit dem Titel »Toleranz: Verschleierung der Ohnmacht?« an; das Manuskript sei schon so gut wie fertig.⁷² Das traf wohl auf die meisten Texte zu, doch ausgerechnet der Toleranzaufsatz scheint Mitscherlich Probleme bereitet zu haben. Kam er mit den offenen Fragen nicht zurande? Die Veröffentlichung verschiebt sich Jahr für Jahr. Erst Ende 1974 kommt das Taschenbuch in einer stolzen, doch für Mitscherlichs Verhältnisse unspektakulären Auflage von 12.000 Exemplaren auf den Markt, zwei Jahre später folgt eine zweite Auflage.⁷³

Das Buch und der Hauptbeitrag haben zu guter Letzt einen nüchternen Titel erhalten: *Toleranz. Überprüfung eines Begriffs*. Das klingt nach Begriffsanalyse, was der zweiten offenen Frage entsprechen würde. Doch der Text bleibt in dieser Hinsicht vieles schuldig. Mitscherlich macht sich nicht die Mühe, Verwendungsweisen des Ausdrucks zu überprüfen. Er legt stattdessen eine fürwahr sehr »kurze Funktionsdiagnose von Toleranz«⁷⁴ vor, die in der Feststellung

mündet: »Toleranz [...] ist das Ertragen des anderen in der Absicht, ihn besser zu verstehen.«⁷⁵ Die beiden anderen in der Vorlesung genannten Forschungsfragen werden höchstens im Vorbeigehen angeschnitten; es findet kein Durchbruch zu neuen Erkenntnissen statt. Die unbewussten Motive von Intoleranz erläutert Mitscherlich anhand von Alltagsbeobachtungen und historischen Beispielen, die illustrieren sollen, dass vor allem die Abwehr von Angst und die Projektion eigener Aggressionen im psychischen Untergrund ihr Unwesen treiben. Über die unbewussten Quellen von Toleranz weiß er nichts zu sagen. Das wäre aus konzeptionellen Gründen auch schwer möglich, da Mitscherlich Toleranz als Charakteristikum einer *bewussten* Lebensführung versteht. Das klärungsbedürftige Problem schließlich, ob Toleranz Beuteaggression oder Ähnliches anlocken könne, wird von ihm kurzerhand als Behauptung reformuliert: ja, das könne sie.⁷⁶

Seine quirligen Ausführungen weichen im Grundsätzlichen nur punktuell von den zuvor eingeschlagenen Gedankenpfaden ab. Die Pathologisierung der Intoleranz, die im *Merkur*-Aufsatz so unvermittelt auftauchen wird, begegnet einem bereits hier; sie wird ausdrücklich auf spezielle Formen der Intoleranz beschränkt, z.B. auf jüdischen Antisemitismus, den Mitscherlich auf den Prozess »der Identifikation mit dem Aggressor«⁷⁷ zurückführt. Bei Anna Freud indes nimmt der fragliche Identifikationsvorgang keinesfalls zwangsläufig einen pathologischen Charakter an, er kann auch vollkommen harmlos ausgehen und zur gesunden Über-Ich-Bildung beitragen.⁷⁸ Was also muss passieren, damit der Identifikationsprozess in Intoleranz abdriftet? Und was berechtigt zu der Diagnose, antisemitische Juden seien als *krank* einzustufen? Mitscherlichs flüchtige Bemerkungen geben keine Antwort.

Im genauen Widerspruch zu der einleitend zitierten Ansicht, Mitscherlich habe Toleranz als eine psychische *Voraussetzung* kritischer Ich-Fähigkeiten aufgefasst, hebt dieser nicht nur in diesem Aufsatz mehrfach hervor, dass die Voraussetzung für tolerantes Verhalten »eine relative Ich-Stärke«⁷⁹ sei, mit deren Hilfe überhaupt so etwas wie eine kritische Beurteilung von Konfliktsituationen möglich werde. Fast gebetsmühlenartig wiederholt er, dass die kritischen Fähigkeiten und die entsprechende »Toleranz als Ich-Leistung«⁸⁰ erlernt und gebildet werden müssen, weil der aggressive Triebcharakter aus eigener Kraft nichts hervorbringe, »was sich mit Toleranz bezeichnen ließe.«⁸¹ Aber wie verhält es sich mit der Bildsamkeit von Aggressivität? Kann Aggressivität nur auf indirektem Weg über das Ich gebändigt werden? Haben wir sie als ein Stück wilder, sozialisationsresistenter Natur zu begreifen? Manche Äußerungen Mitscherlichs ließen sich so verstehen – missverstehen. Etwa wenn er davon spricht, dass sich Aggressivität »ubiquitär geltend macht.«⁸² Damit ist das innerpsychische Triebgeschehen angesprochen, das in einem elementaren Sinn allen Menschen von

Geburt an innewohne. Aber es ist durchaus plastisch bildbar, könne »formbare Ausdrucksgestalten«⁸³ annehmen. Mitscherlich geht an einer Stelle sogar so weit zu behaupten, dass »eine naturhafte Aggressivität«⁸⁴ ebenso wenig existiere, wie »ein naturhaftes, »konstitutionelles« tolerantes Verhalten.«⁸⁵ Diese Gleichsetzung lädt freilich abermals zum Missverständnis ein, da Mitscherlich die Aggressivität üblicherweise zur anthropologischen Grundausstattung zählt, was für Toleranz nicht zutrifft.

Doch auf die Libido trifft es zu! Unter diesen Oberbegriff hat Sigmund Freud das psychische Potential an konstruktiven Energien subsumiert, die umgangssprachlich als Liebe bezeichnet werden. In der Fähigkeit, libidinöse Objektbeziehungen einzugehen, erkannte Freud einen ausschlaggebenden kulturellen Faktor, den er dafür verantwortlich machte, dass die fundamentale Aggressivität, die Selbstliebe und die Intoleranz der Menschen im Zuge der »Massenbildung«⁸⁶ eine Wendung zu Altruismus, sozialer Verträglichkeit und Toleranz einschlagen können. Mitscherlich lehnte sich hieran insofern an, als er in der Libido eine Gegenkraft zu den destruktiven Impulsen erkannte. Aggressivität werde von der Libido nicht eliminiert, sondern entschärft. Für die Toleranzbildung folgt daraus, dass sie zweigleisig vonstatten gehen müsse. Parallel zur direkten, kognitiven Förderung von Ich-Stärke sind die »libidinösen Triebreserven«⁸⁷ zu aktivieren, die sich bei angemessenem Vorgehen – Zuwendung, Einfühlung, Anerkennung etc. – mit den zerstörerischen Kräften legieren, diese also abschwächen, ablenken, zurückhalten oder in freundlichere Ausdrucksgestalten umformen.

Es ist auffällig, dass in den drei Entwicklungsphasen von Mitscherlichs Toleranztheorie die Liebesfähigkeit des Menschen auf die eine oder andere Weise von elementarer Bedeutung ist.

Fazit: Die leise Stimme der Toleranz

Der Artikel 26 der Menschenrechtserklärung oder aus jüngerer Zeit die Verlautbarung der UNESCO⁸⁸ bezeugen die weltweite, konsensfähige Geltung von Toleranz. Die Unermüdlichkeit, mit der sich Alexander Mitscherlich über drei Jahrzehnte mit Intoleranz- und Toleranzproblematiken auseinandersetzte, ist in der für ihn typischen Verbindung aus gesellschaftlichem Engagement und psychoanalytischer Expertise bis auf den Tag ohne weiteres Beispiel geblieben.

Für das konfliktreiche Zusammenleben in pluralistisch-demokratischen Gesellschaften hielt Mitscherlich das auf Respekt und Verständnis beruhende Akzeptieren von Personen, Positionen und Situationen, die einem fremd, andersartig oder verstörend erscheinen, für unverzichtbar. Das Fundament seiner Theorie hat er in den fünfziger und sechziger Jahren gelegt, hauptsächlich, aber

nicht ausschließlich, in den beiden einschlägigen Aufsätzen dieser Zeit. Am Ende des Jahrzehnts trug er sich mit dem Gedanken, seine Toleranztheorie auszubauen. Doch er kam damit nicht gut voran. In seinen späteren Überlegungen berief er sich zwar niemals explizit auf die beiden Texte der vorangegangenen Jahrzehnte, aber er bewegte sich meistens in deren gedanklichen Bahnen, präziserte hier und da gewisse Gesichtspunkte (Bildsamkeit von Aggressivität, Legierung von Aggressivität mit Libido), ohne sie zu vertiefen. Falls er einmal von vorherigen Ansichten abwich (Psychopathologie der Intoleranz), hinterlässt dies mehr Fragezeichen als tragfähige Erkenntnisse.

Worin besteht die Originalität seines Ansatzes? Sie verdankt sich dem Umstand, dass er sich der im philosophisch-sozialwissenschaftlichen Toleranzdiskurs wenig beleuchteten Frage nach den intrapsychischen Beweggründen, genauer, nach den triebdynamischen Bedingungen toleranten und intoleranten Verhaltens zuwandte. Üblicherweise wird Toleranz als eine Tugend aufgefasst. Tugenden bezeichnen positiv bewertete Charakterdispositionen, die den Individuen ein bestimmtes Können, Wollen und Verhalten erlauben, wobei die drei Bereiche als Einheit gedacht werden, als feste Gewohnheiten moraladäquaten Handelns.⁸⁹ Wird behauptet, jemand besitze die Tugend der Toleranz, dann heißt dies, die Person verfüge über die Fähigkeit und Bereitschaft, Toleranz auszuüben, und man könne sich darauf verlassen, dass die Person im gegebenen Fall auch tolerant agiere. Die Erfahrung lehrt jedoch, dass die Fähigkeit und die erklärte Bereitschaft, irgendetwas zu tun, nicht unweigerlich entsprechende Verhaltensweisen hervorbringt. Diese Alltagsweisheit – und ihre komplizierten theoretischen wie praktischen Konsequenzen – wird in der moralphilosophischen Tradition unter dem Stichwort der Willensschwäche thematisiert. Der Tugenddiskurs der Toleranz verliert diese Problematik häufig aus den Augen, da dort Einstellungen, Reflexionsformen, Befähigungen und Haltungen vorschnell (oder idealistisch) mit analogen Handlungen synchronisiert werden.

Mitscherlich hat die Tugendkategorie nur selten verwendet. In seinen Arbeiten zur Toleranz ist sie bedeutungslos. In den fünfziger Jahren ähnelt sein Ansatz den herkömmlichen Konzepten allerdings insofern, als er Toleranz als eine in sich stimmige, man könnte sagen tugendhafte Lebensform beschreibt, die das Verhältnis sowohl zum eigenen Selbst als auch zu anderen Menschen umfasst. Die binäre Tugend-Laster-Opposition, die man aus vielen klassischen Texten kennt, greift Mitscherlich zwar nicht wortwörtlich auf, aber der Sache nach ist sie der von ihm vertretenen Toleranz-Intoleranz-Dichotomie eingeschrieben. Sein monistisches Seelenverständnis versperrte ihm den Blick auf in sich gebrochene oder ambivalente Formen (in-)toleranten Denkens und Verhaltens. Daran wird sich auch in seinen späteren Texten wenig ändern. Er hielt an der

Idee fest, dass jede Person über eine bestimmte Seelenkonfiguration verfüge, die das manifeste Handeln zu einem hohen Grad in eine analoge Richtung determiniere: Entweder man besitzt die Fähigkeit zur Toleranz oder sie fehlt einem. Dieses psychologische Modell kann kaum etwas zur Erklärung von multiplen Dispositionen der In-/Toleranz beisteuern, die das Individuum ermächtigen, situativ unterschiedlich, unter Umständen vollkommen widersprüchlich zu reagieren. Dieses Fähigkeits-Unfähigkeits-Dual gehört zu den charakteristischen Denkmustern Mitscherlichs. Es erklärt auch beispielsweise den schon häufiger bemängelten Sachverhalt, dass im Titelessay des Trauerbuchs unbefriedigend schematisch zwischen den zur fraglichen Trauerarbeit *Fähigen* und den dazu *Unfähigen* unterschieden wird.

Dabei war Mitscherlich wahrlich kein nuancenarmer Theoretiker, sobald es um die inneren Dissonanzen und Zerreißproben ging, die jedes Individuum zu bewältigen habe. Besonders unter dem Einfluss der Ich-Psychologie fokussierte er antagonistische Seelenkräfte, die einen innerpsychischen Kampf um Toleranz austragen, dessen Ergebnis auch nach außen dringt und handlungswirksam wird. Seine Überlegungen sind, insbesondere am Beginn des fünften Kapitels der *Unfähigkeit zu trauern*, um die Problematik arrangiert, wie sich die Kluft zwischen proklamierter und praktizierter Toleranz erklären und verringern ließe.

Den anthropologischen Theorievorgaben Freuds folgend, nahm Mitscherlich in der *conditio humana* einen Widerstreit wahr. Die Konfliktlinie lokalisierte er zwischen den primär aggressiven Affektimpulsen und dem mit Verständnis und Besonnenheit operierenden Intellekt. Die egoistische Intoleranz speist sich unmittelbar aus den Trieben, die umsichtige Toleranz rührt aus sensitiver (Selbst-)Reflexion. Die vernunftbetäubenden Bedürfnisse haben die ungeheure Kraft der Impulsivität auf ihrer Seite, wecken im Subjekt allerdings auch bedrückende Ängste unterschiedlicher Art. Der affektmildernden, einfühlsamen Rationalität – die Moralphilosophie würde von praktischer Vernunft sprechen – bleibt demgegenüber nichts anderes übrig, als ausdauernd auf die subtile Durchsetzungskraft der Einsicht zu hoffen, dass im jeweils Anderen nicht per se etwas Feindseliges, ein Kontrahent lauert, den man fürchten und bekriegen müsse. Die Haltung der Toleranz besteht in gelassener Ich-Stärke, die von der Vielfalt der Lebensentwürfe um sie herum profitiert, weil sie deren Besonderheit zu verstehen sucht. Die gute Nachricht: Auf Dauer wird sich die vernünftige Einstellung gegenüber den irrationalen Antrieben durchsetzen – so lautete zumindest Freuds vorsichtiger Optimismus, den sich Mitscherlich zu eigen machte. »Wir mögen noch so oft betonen, der menschliche Intellekt sei kraftlos im Vergleich zum menschlichen Triebleben, und recht damit haben. Aber es ist doch etwas Besonderes um diese Schwäche; die Stimme des Intellekts ist leise,

aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. Am Ende, nach unzählig oft wiederholten Abweisungen, findet sie es doch.«⁹⁰

Damit sich die leise Stimme der praktischen Vernunft im lärmigen Chor der selbstsüchtigen Triebe Gehör verschaffen kann, benötigt sie pädagogische Unterstützung. Mitscherlichs Vorstellungen von humaner Erziehung sind nicht nur der Fluchtpunkt seiner Toleranzkonzeption, sondern ein essentieller Aspekt seines theoretischen Gesamtwerks – ein weiteres Schlüsselthema.⁹¹ Wie die »Kultureignung des Menschen«⁹² insgesamt, so gründet auch die Fähigkeit zur Toleranz letztlich auf »Triebbeherrschung durch Einsicht«,⁹³ ein Gedanke, der bis in die griechisch-römische Antike zurückreicht.⁹⁴ Ohne soziales Lernen in einem toleranzaffinen Milieu ist das unerreichbar. Mitscherlich erklärte den autoritär-domestizierenden Erziehungsstil für überholt, weil dieser die Eigenarten und affektiven Lebensäußerungen der Kinder missachte. Die häusliche Intoleranz erzeuge emotionale Verhärtungen, die jede »Fähigkeit zur Einfühlung in den anderen«⁹⁵ im Keim ersticken. Von der einfühlsamen, respektvollen und libidofreundlichen Erziehung erwartete Mitscherlich, dass damit im psychischen Haushalt Aggressivität und Angst vermindert und die Fähigkeit zur Toleranz verstärkt werden.

Die Erziehung zur Toleranz respektiert die Gegenwart der Kinder und sie erwartet, wie jede Erziehung, Wirkungseffekte, die erst in der Zukunft zu Tage treten. Interessant ist, dass die Mitscherlichs in ihrem gemeinsamen Buch darüber hinaus eine retrospektive Perspektive in Betracht gezogen haben. Sie erkannten in der Toleranz eine Haltung, die sich auf die Einstellung zur Vergangenheit auswirkt, was wiederum Auswirkungen auf das aktuelle und künftige Verhalten habe. Der Hauptbeitrag des Trauerbuchs schließt mit Bemerkungen, in denen die kollektive Unfähigkeit der Deutschen, die NS-Opfer zu betrauern, implizit mit Intoleranz und explizit mit fehlender Empathie in Verbindung gebracht wird. Solange die Erziehung nach alter Manier vorgehe, werden die Menschen ihre Abwehrmechanismen beibehalten und zur konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus unfähig sein. Erst wenn »die Anerkennung von Mitmenschen als Lebewesen mit gleichen Rechten« sowie die »Fähigkeit des Mitleidens für Menschen, die wir hinter unseren entstellenden Projektionen zuvor nie wahrgenommen haben«, gemeinsam Auftrieb erhielten, »würde uns die Fähigkeit zu trauern zurückgeben«.⁹⁶ Toleranz, Mitgefühl und Trauer sind in diesem psychoanalytischen Konzept – wenn zum Schluss ein schiefes, aber zutreffendes Bild gestattet ist – drei Seiten ein und derselben Medaille.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Clemens Albrecht, *Die Massenmedien und die Frankfurter Schule*, in: ders. u.a. (Hg.), *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik*, Frankfurt/Main–New York 1999, 203–246, hier 230f.
- 2 Vgl. Timo Hoyer (Hg.), *Alexander Mitscherlich. Kranksein verstehen. Ein Lesebuch*, Berlin 2010.
- 3 Vgl. Timo Hoyer, *Erinnerung, Engagement und Öffentlichkeit. Zum 100. Geburtstag Alexander Mitscherlichs*, in: *Psyche*, 63(2009)2, 168–188.
- 4 *Vom Ursprung der Sucht und Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit*; beide Schriften in: Alexander Mitscherlich, *Gesammelte Schriften*, hg. von Klaus Menne, Frankfurt/Main 1983 (kurz: *GS*), Bd. 1.
- 5 Brief vom 4.8.1955, Alexander-Mitscherlich-Archiv Frankfurt/Main (kurz: AMA), VII 111.B1.
- 6 Ebd., Brief vom 10.8.1955.
- 7 Vgl. Timo Hoyer, *Ein Bestseller entsteht. Zur Entstehungsgeschichte von »Die Unfähigkeit zu trauern«*, in: *Psychosozial*, 31(2008)4, 13–20.
- 8 Sibylle Drews u.a. (Hg.), *Provokation und Toleranz. Festschrift für Alexander Mitscherlich zum siebzigsten Geburtstag*, Frankfurt/Main 1978.
- 9 Ebd., XI.
- 10 Axel Honneth, *Demokratie und innere Freiheit. Alexander Mitscherlichs Beitrag zur kritischen Gesellschaftstheorie*, in: Sibylle Drews (Hg.), *Freud in der Gegenwart. Alexander Mitscherlichs Gesellschaftskritik*, Frankfurt/Main 2006, 94–102, hier 99–102.
- 11 Karola Brede, *Zur psychoanalytischen Kritik der Toleranz*, in: *Psyche*, 71(2017)7, 549–563, hier 561.
- 12 Zu Mitscherlichs Biografie: Timo Hoyer, *Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich. Ein Porträt*, Göttingen 2008.
- 13 Alexander Mitscherlich, Margarete Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, in: *GS*, Bd. 4, hier 23.
- 14 Brief an Karl Heinrich Bauer vom 3.4.1946, AMA, IIa 1.5.
- 15 Alexander Mitscherlich, *Amnestie statt Umerziehung*, in: *GS*, Bd. 6, 138–139, hier 139.
- 16 Vgl. Werner Bohleber, *Alexander Mitscherlich, die »Psyche« und die Entwicklung der Psychoanalyse in Deutschland nach 1945*, in: *Psyche*, 63(2009)2, 99–128.
- 17 Alexander Mitscherlich, *Editorial*, in: *Psyche*, 10 (1956), 1–3, hier 1.
- 18 Brief an Arthur Jores, 3.2.1956, AMA, I 2724.41.
- 19 Alexander Mitscherlich, *Gebt Raum für die Spiele und Träume. Über die Bedeutung der Kinderstube*, in: *GS*, Bd. 6, 631–634.
- 20 Sämtliche Zitate ebd., 632f.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.
- 23 Alexander Mitscherlich, *»Wie ich mir - so ich dir«*, *Zur Psychologie der Toleranz*, in: *GS*, Bd. 5, 410–428, hier 411.
- 24 Ebd., 410.
- 25 Vgl. etwa die ausführliche Darstellung von Rainer Forst, *Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs*, Frankfurt/Main 2003.
- 26 Z.B. Elisa Köhler, *Toleranz*, in: Dieter Frey (Hg.), *Psychologie der Werte. Von Achtsam-*

- keit bis Zivilcourage. Basiswissen aus Psychologie und Philosophie, Berlin-Heidelberg 2016, 225-235.
- 27 Mitscherlich, »Wie ich mir - so ich dir«, 421.
- 28 Ebd., 411.
- 29 Ebd., 422.
- 30 Ebd., 430.
- 31 Ebd., 428.
- 32 Ebd., 427.
- 33 Ebd., 419.
- 34 Ebd., 432.
- 35 Ebd., 428.
- 36 Alexander Mitscherlich, *Humanismus heute in der Bundesrepublik*, in: *GS*, Bd. 6, 229-250, hier 247.
- 37 Alexander Mitscherlich, *Humanismus als Konfession*, in: *GS*, Bd. 6, 488-503, hier 488.
- 38 Mitscherlich, *Humanismus heute in der Bundesrepublik*, 243 (im Original kursiv).
- 39 Z.B. Otfried Höffe, *Gerechtigkeit. Eine philosophische Einführung*, München 2004, 95.
- 40 Mitscherlich, *Humanismus heute in der Bundesrepublik*, 247.
- 41 Alexander Mitscherlich, *Der Leitwert Pflicht-Gehorsam. Ein Deutungsversuch*, in: *GS*, Bd. 5, 456-472, hier 462.
- 42 Alexander Mitscherlich, *Thesen zu einer Diskussion über Atheismus*, in: *GS*, Bd. 6, 442-452, hier 445.
- 43 Ebd., 446.
- 44 Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, in: *GS*, Bd. 3, 7-369, hier 40.
- 45 Alexander Mitscherlich, *Gehorsam oder die Angst vor dem Anderen*, AMA, VII.
- 46 Alexander Mitscherlich, *Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität*, in: *GS*, Bd. 5, 343-362, hier 362.
- 47 Mitscherlich, Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 160f.
- 48 *Die politische Verantwortung der Nichtpolitiker. 10 Beiträge*, München 1964 (keine Angabe eines Hg.).
- 49 Mitscherlich, Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 257.
- 50 Ebd., 257.
- 51 Ebd.
- 52 Ebd., 261.
- 53 Ebd., 258.
- 54 Ebd.
- 55 Ebd., 259.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd.
- 58 Ebd., 265.
- 59 Ebd.
- 60 Ebd., 267.
- 61 Ebd.
- 62 Ebd.
- 63 Vgl. Hoyer, *Im Getümmel der Welt*, 508-515.
- 64 Brief vom 18.8.1964, AMA, I 3026.1.
- 65 Brief vom 17.12.1964, AMA, I 3026.2.
- 66 Mitscherlich, Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 59ff.

- 67 Alexander Mitscherlich, *Wertwandel und Wertzerfall*, AMA, IX 370.
68 Alexander Mitscherlich, *Neuerliches Nachdenken über Aufklärung*, in: *GS*, Bd. 6, 581–595, hier 591.
69 Ebd., 593.
70 Ebd., 592.
71 Alexander Mitscherlich, *Aggressives Verhalten beim Menschen*, in: *GS*, Bd. 10, 348–610, hier 549.
72 AMA, I 5410.218.
73 AMA, I 5410.334 und 354.
74 Alexander Mitscherlich, *Toleranz. Überprüfung eines Begriffs*, in: *GS*, Bd. 5, 429–455, hier 429.
75 Ebd., 431.
76 Ebd., 443.
77 Ebd., 430.
78 Anna Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, Frankfurt/Main 1984, 92f.
79 Mitscherlich, *Toleranz. Überprüfung eines Begriffs*, 437.
80 Ebd., 442.
81 Ebd., 443.
82 Ebd., 450.
83 Ebd., 440.
84 Ebd., 442.
85 Ebd.
86 Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, in: ders., *Studienausgabe*, hg. von Alexander Mitscherlich u.a., Frankfurt/Main 1974, Bd. 9, 61–134, hier 96f.
87 Mitscherlich, *Toleranz. Überprüfung eines Begriffs*, 450.
88 UNESCO, *Declaration of Principles on Tolerance*, 16.11.1996; http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=13175&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html | letzter Zugriff: 28.8.2018l.
89 Vgl. Timo Hoyer, *Tugend und Erziehung. Die Grundlegung der Moralpädagogik in der Antike*, Bad Heilbrunn 2005.
90 Sigmund Freud, *Die Zukunft einer Illusion*, in: ders., *Studienausgabe*, hg. von Alexander Mitscherlich u.a., Frankfurt/Main 1974, Bd. 9, 125–189, hier 186.
91 Vgl. Timo Hoyer, *Wege zur Humanität. Alexander Mitscherlichs Versuche, der Unmenschlichkeit zu begegnen*, in: Peter Gutjahr-Löser u.a. (Hg.), *Theodor-Litt-Jahrbuch 2009/6*, Leipzig 2009, 181–206.
92 Mitscherlich, Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 95.
93 Ebd.
94 Vgl. Hoyer, *Tugend und Erziehung*.
95 Mitscherlich, Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 105.
96 Ebd., 83.